

Hartmut Rosa

Denk immer daran, dass Zeit Wissen, Gesundheit und Glück ist

Über das rätselhafte Verschwinden der Muße

◆ Hartmut Rosa ist Professor für Soziologie in Jena und Direktor des renommierten Max-Weber-Kollegs in Erfurt. Er darf als der Experte für das Thema der „Beschleunigung“ gelten. Unter „Muße“ versteht Rosa nicht eine grundsätzliche Verweigerungshaltung gegenüber Arbeitsanforderungen – das wäre „Faulheit“. Rosa definiert Muße vielmehr als das schlichte Fehlen innerer und äußerer Zwänge, etwas tun zu müssen, als das Gefühl also, alles Notwendige schon erledigt zu haben. Gerade dieses „Weltverhältnis“ stellt sich unter den gegenwärtigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gegebenheiten jedoch kaum mehr ein. Verzweifelt suchen daher die spätmodernen Subjekte nach „Entschleunigungsasen“, die freilich nur zu einem hohen Preis zu haben sind. (Redaktion)

Vertieft man sich in die einschlägige Literatur, offenbart sich rasch, dass der Bedeutungsraum, der sich zwischen den Begriffen der Muße und der Freizeit, dem Nichtstun und dem Faulenzen, der Langeweile und der Entspannung auffächert, ebenso undurchdringlich, merkwürdig und geheimnisvoll wie attraktiv und lohnenswert für die kulturwissenschaftliche Forschung ist.¹

Am auffälligsten ist dabei zunächst, dass es sich als nahezu unmöglich erweist, einfache Definitionen etwa von Freizeit, Faulheit oder Muße zu finden, weil die Bedeutung dieser Konzepte und umso

mehr die normative Bewertung der damit einhergehenden Praktiken und Haltungen oder Einstellungen, dauerhaftem und vielleicht sogar grundsätzlichem Streit unterworfen zu sein scheint. Diese Begriffe waren zu jeder Zeit zwischen den verschiedenen sozialen Gruppen bzw. philosophischen Standpunkten umstritten und sind es nach wie vor, so dass sie geradewegs als ‚essentially contested concepts‘ im Sinne Bernard Gallies erscheinen.²

Wenngleich diese Begriffe also einem stetigen Veränderungsprozess unterliegen, lässt sich doch *eine* begrifflich einigermaßen klare Unterscheidungslinie

¹ Vgl. jetzt etwa *Monika Fludernik / Miriam Nandi* (Hg.), *Idleness, Indolence and Leisure in English Literature*, Houndmills, Basingstoke und New York 2014; dazu auch *Ulrich Schnabel*, *Muße. Vom Glück des Nichtstuns*, München 2010; *Horst W. Opaschowski / Michael Pries*, „Freizeit, freie Zeit, Muße und Geselligkeit“, in: *Thomas Coelen / Hans-Uwe Otto* (Hg.), *Grundbegriffe Ganztagsbildung. Das Handbuch*, Wiesbaden 2008, 422–431.

² Vgl. *Bernard Gallie*, „Essentially Contested Concepts“, in: *Proceedings of the Aristotelian Society* 56 (1956), 167–198.

ziehen, die sich über die Zeiten und verschiedene kulturelle Kontexte hinweg als weitgehend konsistent erwiesen hat und die wir durch eine (wenn auch etwas willkürliche und reduktive) Unterscheidung zwischen ‚Faulenzen/Nichtstun‘³ auf der einen und ‚Muße‘ auf der anderen Seite zu fassen versuchen können. Beide Konzepte beziehen sich auf bestimmte Zeiträume, in denen nichts oder auf jeden Fall nichts Substanzielles oder Nützliches getan wird, sie bezeichnen also Abschnitte der ‚freien Zeit‘. Allerdings unterscheiden sich die subjektiven Einstellungen sowie die situativen Merkmale zwischen beiden erheblich. Während insbesondere *Faulenzen* (idleness) eine Situation bezeichnet, in der ein sozialer Akteur sich vorsätzlich weigert, nützliche, sinnvolle oder notwendige Tätigkeiten – vor allem natürlich (bezahlte) Arbeit – auszuführen und sich damit in den Augen der meisten Kommentatoren moralisch schuldig macht, hat *Muße* in einigen wesentlichen Punkten die entgegengesetzte Bedeutung. Sie beschreibt eine Situation, in der das „Tagwerk (oder das ‚Wochenwerk‘) vollbracht“, die Arbeit getan ist, so dass für den gegebenen Zeitraum nichts (Wichtiges) zu erledigen bleibt, und somit eine Situation, in der das Subjekt Ruhe und eine Denkpause ‚verdient‘. Der Hauptunterschied zwischen Faulheit/Nichtstun und Muße liegt damit also *im Kontext* des jeweiligen Nicht-Handelns sowie in der begleitenden subjektiven Einstellung oder Haltung dazu. Die Begriffe beschreiben zwei unterschiedliche *habitus*. Der *Habitus* des Nichtstuns/der Faulheit ist bestimmt durch die vorsätzliche Vernachlässigung oder Verweigerung der Arbeit bzw. einer

nützlichen Tätigkeit im vollen Angesicht *einer Menge wichtiger Dinge, die getan werden müssten*, während Muße durch das befriedigende Gefühl gekennzeichnet ist, im Rahmen des Möglichen und Erwartbaren alles erreicht oder getan zu haben. Ein solches Gefühl stellte sich in der vergangenen Zeit der klassischen Moderne in der Regel am Ende des Tages oder am Ende der Woche ein, wenn alle Arbeiten erledigt waren. In der zeitgenössischen spätmodernen Gesellschaft erfahren wir einen solchen Zustand manchmal noch am Ende des Jahres, in der sogenannten „Zeit zwischen den Jahren“, d. h. zwischen Weihnachten und Silvester, wenn sich der gesellschaftliche Alltag für einen kurzen Moment zu verlangsamten scheint, wenn das große gesellschaftliche Hamsterrad für eine Weile stillsteht, so dass Freiraum für genuin selbstbestimmtes Dasein entsteht. Er kann aber auch in den weiterlebenden literarischen Topoi des ‚English Summer‘ („Sommerfrische“) oder der pastoralen Freizeit gefunden werden, wie Leonie Waniek es beschreiben würde.⁴

Während also Faulheit/Nichtstun in diesem Sinne eine Lage beschreibt, in der wir uns weigern, uns für eine Tätigkeit zu engagieren, obwohl wir uns einer Vielzahl gesellschaftlicher (und eigener) Erwartungen ausgesetzt fühlen, die uns dazu auffordern tätig zu sein, kennzeichnet Muße eine Situation, in der solche Aktivitäten nicht erwartet werden, in der wir uns weder von außen aufgefordert noch von innen gedrängt fühlen, *Dinge zu erledigen*. Muße meint also eine Lage, in der wir nicht nur frei von externen sozialen Zwängen sind, tätig zu sein, sondern in der auch innere

³ Im englischen Begriff ‚idleness‘ kommt das hier Gemeinte in einem Begriff zum Ausdruck.

⁴ Vgl. Leonie Waniek, „Englishness, Summer and the Pastoral of Country Leisure in Twentieth Century Literature“, in: Monika Fludernik / Miriam Nandi (Hg.), *Idleness* (s. Anm. 1), 252–272.

Zwänge und der Druck fehlen, irgendetwas zu tun, das nicht aus der Gemütslage und dem Kontext der konkreten gegebenen Situation, des Augenblicks heraus entsteht.

Im Folgenden möchte ich die Behauptung verteidigen, dass die spätmoderne Beschleunigungsgesellschaft durch ein alarmierendes Verschwinden nicht der Freizeit, des Faulenzens oder des Nichtstuns, sondern der Muße (der echten ‚Kunst‘ der Faulheit) in dem eben dargelegten Sinne gekennzeichnet ist. Zugleich möchte ich die Gründe für dieses Verschwinden herausarbeiten, das ich als einen veritablen kulturellen Verlust begreife.⁵

Sicherlich genießen spätmoderne Subjekte in der Regel eine Vielzahl „freier Zeitressourcen“ und nehmen sich oft die Freiheit, in einer Art ‚Leerlauf‘ zu sein, in dem sie nichts Produktives tun, sondern etwa fernsehen. In Europa und den USA beträgt die durchschnittliche tägliche Dauer des Fernsehens mehr als drei Stunden, so dass es in der Tat schwer fällt zu behaupten, spätmoderne Subjekte hätten keine *Freizeit* mehr.⁶ Zugleich gibt es auch keine kulturell gewichtigen moralischen oder politischen Gründe, eine solche Nutzung der eigenen Zeit zu kritisieren oder zu verurteilen. Abgesehen von einigen gravierenden Formen *erzwungener Untätigkeit* etwa durch Arbeitslosigkeit, Inhaftierung oder Krank-

heit, welche die Zeit-Ressourcen der betreffenden Subjekte sozial abwerten und entleeren,⁷ wird Nichtstun/Faulheit dabei aber immer das Ergebnis einer mehr oder weniger bewussten *Entscheidung* seitens der gesellschaftlichen Akteure sein. Sie können am Abend oder am Wochenende sicherlich irgendwann damit aufhören zu arbeiten und Dinge zu erledigen, aber es wird ihnen nie daran mangeln ‚etwas zu tun‘ zu haben, weil es zu keiner Zeit einen Mangel an nützlichen und sinnvollen Tätigkeiten für sie gibt. Der Alltag ist zu einer unübersehbaren Flut an Anforderungen geworden, wie der Sozialpsychologe Kenneth Gergen bemerkt, und auch die Zeitforscher John Robinson und Geoffrey Godbey bestätigen aus ihren Daten das wohlbekannte Gefühl, dass wir „jedes Jahr schneller und schneller laufen müssen, nur um unseren Platz zu halten“⁸. So können die Individuen am Ende des Tages, der Woche oder des Jahres durchaus das Gefühl (und/oder die Überzeugung) haben, dass sie genug gearbeitet haben, dass sie völlig erschöpft und am Limit sind, wenn sie ihr Zeit-Budget oder ihre psychischen und physischen Energieressourcen als Maßstab heranziehen, aber sie werden nicht das Gefühl haben, dass es ‚nichts dringend zu tun‘ gibt.

Mein zentrales Argument lautet also, dass für spätmoderne Subjekte das Tag-

⁵ Dies ist die überarbeitete und erheblich erweiterte Fassung eines Beitrags, der unter dem Titel „Remember That Time is Knowledge, Health and Happiness. On the Mysterious Disappearance of Leisure“ in dem Band *Monika Fludernik / Miriam Nandi* (Hg.), *Idleness* (s. Anm. 1), 293–297, erschienen ist. Adrian Wilding hat diese frühere Fassung aus dem englischen Original ins Deutsche übersetzt und damit eine wertvolle Vorarbeit für den vorliegenden Text geleistet, wofür ihm mein großer Dank gebührt!

⁶ Vgl. *Jonathan Gershuny*, *Changing Times. Work and Leisure in Postindustrial Society*, Oxford 2003.

⁷ Dazu ausführlich *Hartmut Rosa*, *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*, Frankfurt a. M. 2005.

⁸ *Kenneth Gergen*, *The Saturated Self. Dilemmas of Identity in Contemporary Life*, New York 2000, 35, und *John Robinson / Geoffrey Godbey*, *Time for Life. The Surprising Ways Americans Use Their Time*, University Park ²1999, 33 und 305.

werk (oder das Wochen- oder Jahreswerk) im Grunde *nie* getan ist. Wie qualitative Studien über Zeitznutzung zumindest in der westlichen Welt einheitlich bestätigen, ist die Alltagserfahrung in der Spätmoderne ganz überwiegend durch die Tatsache gekennzeichnet, dass die ‚To-do-Liste‘ am Ende des Tages nie abgeschlossen ist. Natürlich hören wir trotzdem früher oder später auf zu arbeiten – wir können abends am Kamin sitzen, genauso wie unsere Vorfahren, vorausgesetzt, dass wir wohlhabend genug sind, aber im Gegensatz zu ihnen gibt es für uns viele wichtige und nützliche Dinge, die wir vernachlässigen, während wir da sitzen. Die Kontexte unseres *Am-Kamin-Sitzens* und infolgedessen unsere Haltung dazu unterscheiden sich gewaltig: *Sie hatten Muße, wir ruhen nur aus.*

Oftmals zitieren Beobachter, die ähnlich wie ich argumentieren, den berühmten Satz von Benjamin Franklin: „Denk daran, dass Zeit Geld ist.“ Während wir also am Kamin sitzen (oder vor dem Fernseher, der im Gegensatz zum Kamin immerhin eine Menge „sinnvoller“ Optionen und nützliche Informationen bietet), verzichten wir auf das Geld, das wir verdienen (oder ausgeben) könnten, wenn wir arbeiten oder einkaufen würden. Abgesehen jedoch von denen, die entweder besessen sind von Geld oder unter einem echten Mangel an wirtschaftlichen Ressourcen leiden, werden die meisten Menschen am Ende des Tages nicht durch die Tatsache beunruhigt sein, dass diese Freizeit in Geld hätte umgewandelt werden können. Was sie jedoch in der Regel sehr wohl berücksichtigen, ist die Tatsache, dass diese Zeit eben *nicht einfach nur potenzielles Geld* ist. Sie ist für uns viel mehr. Wie Pierre Bourdieu konstatiert, gibt es neben Geld an-

dere ebenso wichtige Formen des Kapitals, die als Ressourcen im sozialen Wettbewerb benötigt und in Zeit umgewandelt werden können.¹⁰ Während wir am offenen Kamin sitzen, kommen wir in aller Regel nicht in eine Haltung der Muße, wie ich sie am Anfang dieses Beitrages beschrieben habe, weil wir uns nämlich auch daran erinnern, dass *Zeit Wissen und Bildung* ist: ‚*Warum liest Du kein Buch? Du hast Shakespeares Dramen nie wirklich gelesen*‘, mögen wir zu uns selbst sagen; oder: ‚*Du solltest jetzt wirklich die heutige Zeitung lesen. Du hast die politische Debatte oder die Ereignisse im Nahen Osten schon vor langer Zeit aus den Augen verloren, das ist eine schwere Wissenslücke.*‘ Dabei stehen uns jederzeit viele nützliche und wichtige Quellen und Wege für das Wissen zur Verfügung, das wir ‚wirklich erwerben sollten‘. Eines Tages werden wir in eine Situation kommen, in der wir das bereuen und in der man uns unser Nicht-Wissen zu Recht vorhalten wird. Ganz sicher haben wir nicht alle Handbücher, Verträge, Vereinbarungen und Informationen gelesen, die wir gelesen haben sollten, und schlimmer noch, es fehlen uns viele Fertigkeiten und Fähigkeiten (*Fremdsprachen zum Beispiel, oder Computer-, Skills*), die wir bräuchten, um manche unserer Aufgaben ordentlich zu erfüllen.

Nun gut, nehmen wir einmal an, wir haben keine Geldsorgen und sind auch nicht wegen unserer Wissenslücken beunruhigt. Stellt sich dann Muße ein? Höchstwahrscheinlich nicht. Denn nun denken wir daran, dass *Zeit Beziehungen bzw. soziales Kapital* ist. Wir sollten wirklich unsere Mutter anrufen, sie ist jetzt alt und einsam und wartet darauf. Wann hatten wir zuletzt Kontakt mit unserem besten Schulfreund, der jetzt

¹⁰ Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft (stw 658), Frankfurt a. M. 1987.

*ein einflussreicher Börsenmakler ist? Oh, und außerdem haben wir vergessen, unseren Nachbarn für das Wochenende einzuladen. Und sind wir sicher, dass keine wichtigen Nachrichten in unserem E-Mail-Postfach auf Antwort warten? Angenommen, wir sind klug genug, die Tatsache zu akzeptieren, dass es unmöglich ist, all diese ‚nützlichen‘, ‚wichtigen‘ oder ‚sinnvollen‘ sozialen Kontakte zu pflegen und dass es notwendig ist, an einem bestimmten Zeitpunkt des Tages oder der Woche ‚abzuschalten‘. Dann sitzen wir also am offenen Kamin und ignorieren stoisch, dass die Zeit, in der wir hier nichts tun, vertanes Geld, vertane Bildung und vertane Beziehung ist. Was uns als nächstes einfällt ist, dass diese Zeit auch *Gesundheit, Fitness und Schönheit*, kurz: *körperliches Kapital* ist. Warum gehen wir nicht eine Runde joggen anstatt hier herumzusitzen? Wir sollen, sagen die Gesundheitsratgeber, 10.000 Schritte am Tag zurücklegen, da liegen wir buchstäblich meilenweit darunter. Oder wir könnten endlich einmal unsere Haare schneiden lassen oder im Blick auf unseren Body-Mass-Index etwas trainieren. Wenigstens könnten wir uns ein Schönheits- oder Gesundheitsbad gönnen, um einmal RICHTIG zu entspannen. Vielleicht könnten wir aber auch etwas Yoga machen oder Bewusstseinsübungen ausprobieren, um unsere Kreativität wiederherzustellen. An diesem Punkt werden wir dann vielleicht anfangen darüber nachzudenken, dass Zeit auch die Akkumulation von Glücksmomenten sein kann. Warum versuchen wir nicht, uns einige Kicks von all diesen Spielen und Apparaten und Freizeitgeräten zu holen, die in unseren vollgestopften Regalen und im Keller warten und für die wir bereits eine Menge Zeit verwendet und Geld ausgegeben haben,*

ohne irgendeinen Nutzen daraus zu ziehen? An ihnen vorbeizulaufen macht uns bereits ein schlechtes Gewissen, ihre pure Anwesenheit verhindert, dass wir Muße haben.

Die Gesamtsituation, die daraus entsteht, wird durch die Tatsache bestimmt, dass es zu jeder Zeit eine überwältigende Anzahl von nützlichen oder wichtigen Dingen zu erledigen gibt, denen gegenüber sich ein unvermeidliches Gefühl subjektiven Schuldigseins einstellt. In einer wettbewerbsförmigen Gesellschaft, in der nicht nur über die Verteilung des Reichtums, sondern auch über die von Positionen und Privilegien, Status und Ansehen und sogar von Freunden und Ehepartnern durch die eskalierende Dynamik einer konkurrenzförmigen Interaktion entschieden wird, liegt die Anforderung ganz klar bei uns, unser Leben – oder unsere wettbewerbsfördernden Ressourcen – in einem ständig zunehmenden Umfang zu „optimieren“ oder zumindest zu verbessern. Da es unmöglich ist, alle diese Pflichten zu erfüllen, werden wir früher oder später der Versuchung der Untätigkeit oder des ‚Faulenzens‘ nachgeben und uns vielleicht sogar davon überzeugen können, dass dieses Nichtstun durch unsere Erschöpfung gerechtfertigt ist. Aber wir werden nie eine Situation erreichen, in der die Arbeit erledigt ist und in der alles, was legitimer- und vernünftigerweise von uns erwartet und von uns erfüllt werden kann, getan ist, so dass sich der Habitus der Entspannung einstellt und wir uns der reinen Gegenwart hingeben könnten.

Anders als Ken Roberts in einem kürzlich veröffentlichten Beitrag annimmt,¹¹ liegt das Problem der spätmodernen Zeitlichkeit deshalb nicht darin, dass

¹¹ Ken Roberts, „Sociology of Leisure and the War of the Lifestyle Gurus“, in: Monika Fludernik / Miriam Nandi (Hg.), *Idleness* (s. Anm. 1), 273–292.

es schwierig ist, die richtigen „Freizeitentscheidungen“ zu treffen (d.h. es liegt nicht darin, dass wir oft nicht wissen, ob wir handeln oder nicht handeln, schnelle oder langsame Tätigkeiten, Erholung oder Bildung bevorzugen sollen), sondern im *situativen Kontext* dieser Entscheidungen: Egal, wie wir uns jeweils entscheiden, das systematische Problem bleibt bestehen.

Interessanterweise haben spätmoderne Subjekte bereits begonnen, dieses Problem bewusst wahrzunehmen und darauf zu reagieren. Sie sind dabei, Strategien zu entwickeln, um ihm entgegenzuwirken. Dazu konstruieren sie sich künstliche „Entschleunigungs-oasen“, in denen sie nichts Nützliches tun *können*, in denen sie schlichtweg nicht an ihrer ‚To-do Liste‘ arbeiten können, und in denen sie somit Muße gleichsam zu simulieren vermögen. Dementsprechend betrachten viele Menschen heute paradoxerweise genau jene Kontexte als die höchste und verführerischste Form des Luxus, die sie noch vor einigen Jahrzehnten für die am meisten verkümmerten, herabgesetzten und rückwärtsgewandten Formen der sozialen Existenz gehalten hätten. So suchen sie für ein paar Tage oder Wochen Zuflucht etwa in einer kleinen Hütte hoch oben in den Bergen oder aber in einem alten Kloster, wo es keinen nahegelegenen Flughafen, kein Internet, nicht einmal Handyempfang und vielleicht auch keinen Fernseher gibt. *Was für ein Luxus, sich so einen Ort leisten zu können!*

Weiterführende Literatur:

Ulrich Schnabel, Muße. Vom Glück des Nichtstuns, München 2010.

Michael Theunissen, Pindar. Menschenlos und Wende der Zeit, München ³2008.

Wenn meine These zutrifft, dass solche ‚Oasen‘ für spätmoderne Subjekte immer attraktiver werden, dann kann dies als Beleg für meine allgemeine These gelten, dass *Muße als Haltung und Welt-erfahrung* sich heute niemals mehr von selbst einstellt: Was an einem solchen Ort nämlich so luxuriös erscheint, ist gerade die Tatsache, dass wir hier Momente eines Daseins genießen, in dem alles, was man von uns legitimerweise erwarten kann und alles, was wir selbst tun wollen, schon erledigt ist oder zumindest ohne jedes Gefühl der Hetze und Zeitknappheit angesichts vieler anderer Aufgaben getan werden kann. Dieser Zustand verändert unsere Beziehung zur Welt und zu uns selbst: Muße ist eine spezifische Form der Weltbeziehung.

Sie ist heute aber nur noch um einen hohen Preis zu haben. Zunächst bezahlen wir in aller Regel dafür, an einen solchen Ort zu kommen und dort bleiben zu dürfen. Aber das ist nicht alles: Während wir dort sind, sind wir uns bewusst, dass die Welt um uns herum nicht still steht, dass die Erwartungen an uns nicht ausgesetzt sind, sondern uns nur temporär nicht erreichen können. Wenn wir in den Alltag zurückkehren, wird unsere To-Do-Liste und der endlose Strom von Aufgaben, Informationen, Kontakten und Aktivitäten, die wir ausgeblendet haben, während wir in unserem Versteck waren, uns wieder einholen: Vieles wird nachgeholt werden müssen, was das Hamsterrad des Alltags sich nur noch schneller drehen lässt. Dieses Bewusstsein beeinflusst unsere Einstellung und unseren Habitus bereits während wir da draußen in der Wildnis oder im Kloster sind. Wenn wir in die Kontexte unseres Alltags zurückkehren, stellt sich bald heraus, dass das, was wir als Muße zu konstruieren versucht haben, aus der

Perspektive des gewöhnlichen Lebens in der Tat nichts anderes war als jenes zu Beginn meines Beitrages dargestellte *Nichtstun* oder *Faulenzen*. Wir haben vorsätzlich und mutwillig aufgehört zu rennen und tätig zu sein angesichts einer überwältigenden Menge an Dingen, die dringend hätten getan werden müssen. Die Kultur der Spätmoderne kennt daher im Grund keine Muße mehr, gleichgültig, wie kunstvoll wir unsere Entschleunigungsasen inszenieren und wie viele Auszeiten wir uns zu nehmen erlauben.

Der Autor: Hartmut Rosa ist seit 2005 Professor für Allgemeine und Theoretische

Soziologie an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena und seit 2013 Direktor des Max-Weber-Kollegs an der Universität Erfurt. Davor lehrte er u. a. an der New School for Social Research in New York. Er ist Herausgeber der internationalen Fachzeitschrift *Time & Society*. Veröffentlichungen: *Beschleunigung. Die Veränderungen der Zeitstrukturen in der Moderne* (Frankfurt a. M. 2005); *Identität und kulturelle Praxis. Politische Philosophie nach Charles Taylor*, Frankfurt a. M.–New York 1998; *Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung*, Berlin 2012, sowie *Soziologische Theorien* (zusammen mit David Strecker und Andrea Kottmann), Konstanz 2007.